

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00301-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Bucys scharfer Juristengeist war augenblicklich angespannt wie eine Armbrustsehne. Diese Deutschritter waren ein Gottesgeschenk. Vielleicht war Er doch mit ihnen. Sie waren besser als jeder gedungene Meuchelmörder. In dieser Situation konnte eine Lüge großen Nutzen bringen. «Der Mann, den Ihr sucht, dieser Waliser, stand wiederum unter der Führung eines anderen – eines Engländers, Thomas Blackstone. Blackstone und ap Madoc sind die Männer, die solch willkürliche Gewalttaten gegen Unschuldige verübt haben. Findet den Engländer, dann werdet Ihr auch seinen Freund finden.»

Wolfram von Plauen wechselte Blicke mit den anderen Rittern. Das war eine überraschende Information. «Unseren Dank, mein Herr. Wo können wir diesen Thomas Blackstone finden?»

David Gilman, aufgewachsen in Liverpool, lebt heute in Devonshire. Schon als 16-Jähriger kutschte er in einem zerbeulten Ford Bauarbeiter durch den afrikanischen Busch. Verschiedenste Jobs überall auf der Welt folgten: als Feuerwehrmann, Waldarbeiter und Werbefotograf, als Marketingmanager eines Verlags und Fallschirmjäger in der British Army. Seit 1986 widmet er sich vollständig dem Schreiben. Er ist erfolgreicher Radio- und Drehbuchautor, seine Kinder- und Jugendromane wurden in 15 Länder verkauft. Im deutschsprachigen Raum wurde er mit seiner historischen Romanserie «Legenden des Krieges» um den Steinmetz, Bogenschützen und Schwertkämpfer Thomas Blackstone zur Zeit des Hundertjährigen Krieges bekannt.

Mehr zum Autor und zu seinen Büchern:
www.davidgilman.com

David Gilman

**Legenden des Krieges:
Der eiserne Schwur**

Historischer Roman

Aus dem Englischen von Anja Schünemann

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem
Titel «Cross of Fire» bei Head of Zeus, London.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, Juli 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Cross of Fire» Copyright © 2020 by David Gilman

Redaktion Tobias Schumacher-Hernández

Karte Copyright © Peter Palm, Berlin

Covergestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg

Coverabbildung iStock; Stephen Mulcahey, Collaboration

JS / arcangel; Stephen Mulcahey / Trevillion Images

Satz aus der Pensum Pro

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00301-1

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de





Für Suzy

[...]

Und ihnen ward Macht gegeben, zu töten das vierte
Teil auf der Erde mit dem Schwert und Hunger und mit
dem Tod und durch die Tiere auf Erden.
Offenbarung des Johannes 6:8

Erster Teil

Erzfeind

Kapitel Eins

Dies ist der Leichnam von Thomas Blackstone, Frankreichs Feind, verkündete ein Schild, das um den Hals des narbengesichtigen Mannes hing.

Dreizehn Leichen baumelten an Galgen außerhalb der Stadtmauer, den Aasvögeln zum Fraß. Sir Gilbert Killbere schluckte schwer, während er das Schild las. Der Geschmack des Todes klebte an seinem Gaumen, als die leeren Augenhöhlen ihn anstarrten. Killbere und sein zehn Mann starker Kundschaftertrupp lenkten ihre Pferde an den Toten vorbei, deren untere Gliedmaßen von Wölfen und wilden Keilern schon bis auf die Knochen abgefressen waren. Es wäre zu gefährlich gewesen anzuhalten, denn vielleicht befanden sich diejenigen, die das getan hatten, noch hinter den Mauern. Killbere und seine Männer ritten hintereinander, die Schilde erhoben zum Schutz vor einer plötzlichen Salve Armbrustbolzen von den niedrigen Wehranlagen. Saint-Ouen war kaum ein Städtchen zu nennen; es war eher ein Weiler, eine jahrhundertealte Siedlung. Einst hatten die Römer ihr Lager mit einer Palisade umgeben, dann war ein Erdwall errichtet worden und später eine niedrige Steinmauer. Das Mauerwerk war inzwischen halb verfallen, jedoch hoch genug, dass entschlossene Männer den Ort verteidigen konnten. Der Eingang war mit zwei hölzernen Torflügeln gesichert, neun Fuß hoch, aus angespitzten Pfählen, die mit Metallschellen verbunden waren. Das verriet den vorsichtigen Reitern, dass einst ein Schmied in dieser Stadt sein Gewerbe ausgeübt hatte. Vielleicht hatte er seine Handwerkskunst auch dazu gebraucht, Waffen für seine Mitbürger zu fertigen.

Bucklige Krähen hüpften über die Brustwehr und zankten lautstark um das Fleisch, das an den Stricken baumelte. Die Leichen waren noch keine Woche alt, doch

ihr Verwesungsgestank schlug den Reitern bereits entgegen. Es bedurfte keines Kommandos, als Killbere sein Pferd zum offenen Tor lenkte; die Männer formierten sich hinter ihm zu einem schützenden Schild. Zwei andere ritten neben dem alten Ritter: Renfred, der deutsche Hauptmann, und Ralph Tait. Beide waren schlachtenerprobte Krieger, sie hatten auf Geheiß von König Edwards Unterhändler in Frankreich, Sir John Chandos, gegen Söldner und Bretonen gekämpft.

Die Stadt war völlig heruntergekommen, die Bewohner mussten sie schon vor langer Zeit verlassen haben. Behausungen aus Lehmweller waren dem Zahn der Zeit und der Witterung zum Opfer gefallen, grasüberwucherte Dächer waren eingestürzt, und weder wilde Hunde noch freilaufendes Geflügel waren zu sehen. Kein Rauchgeruch hing mehr im Dachstroh. An diesem trostlosen Ort hatten seit Jahren keine Feuer mehr gebrannt. Hier gab es nichts Lebendiges bis auf die Aasfresser.

Killbere und die zwei leichten Reiter lenkten ihre Pferde durch den verlassenen Weiler, doch noch immer regte sich nichts. Er führte sie einmal ringsherum, bis sie wieder das offene Tor erreichten. Am Waldrand jenseits der Wiese, welche den Ort umgab, kam eine Reiterkolonne zum Vorschein. Killbere wartete. Dabei schnäuzte er sich in die Hand und wischte sie an seinem Wappenrock ab.

«Hier ist nichts. Nur der Gestank», teilte er den Männern mit, als diese näher kamen. Er deutete auf die Leichen, die in der auffrischenden Brise leicht schaukelten. «Gut, dass wir nicht hier angekommen sind, als die, die das getan haben, hinter den Mauern lauerten. Sieht aus, als hätte jemand sich für dich ausgegeben.»

Blackstone grinste. «Dabei sieht er mir nicht mal ähnlich.»

Killbere räusperte sich und spuckte aus, dann trieb er sein Pferd an. «So hässlich ist keiner, Thomas.»

Als König Edward nach der Schlacht von Brignais im April desselben Jahres Thomas Blackstone nach Calais beorderte, hatte der narbengesichtige Ritter damit gerechnet, verhaftet zu werden. Stattdessen war er geehrt und zum Kriegsherrn ernannt worden. Er sollte im Dienste des Königs und des Kronprinzen das neu gewonnene Territorium in Besitz nehmen, das sich in der Hand von Söldnern und solchen befand, die gegen den Kandidaten des englischen Königs in der Bretagne kämpften. Der Stellvertreterkrieg wurde zwischen Edwards Mündel und Günstling Jean de Montfort und dem von Frankreich unterstützten Charles de Blois ausgetragen. Blackstones Aufgabe war es, Städte und Gebiete zu sichern, die Edward in dem Friedensvertrag mit Frankreich zugesprochen worden waren, und die Treue eigensinniger Gascogner Edelmänner im Herzogtum Aquitanien sicherzustellen. Dort erwartete man bereits seit Monaten die Ankunft des Prinzen. Der Vertrag mit dem französischen König Johann dem Guten hatte nur so viel Wert, wie jeder der Monarchen ihm beimaß. Die Gebietsstreitigkeiten waren nicht beigelegt worden, und deshalb hatte der englische König seinen Anspruch auf den französischen Thron nicht zurückgezogen. Weite Teile Frankreichs befanden sich in der Hand englischer, französischer und deutscher Söldnerführer, die ihre Leute mit skrupelloser Effizienz einsetzten. Kaum hatten Blackstone und seine Männer eine Horde geschlagen und sie gezwungen, ihre Städte König Edward auszuliefern, da schlossen sich die Söldner schon wieder anderen an. Und so ging der Kampf immer weiter. Kriegerische Franzosen dursteten noch immer nach Blackstones Blut. Das Bild, das sich nun vor Saint-Ouen bot, konnte nur eines bedeuten: Offenbar war ein tollkühner Söldner

darauf verfallen, sich selbst als die Legende auszugeben, damit jene hinter den Mauern ihm ihre Waffen und ihre Frauen auslieferten. Sein Plan war gescheitert.

«Innerhalb der Mauern müssen wenigstens dreißig Mann gewesen sein, Thomas», sagte Killbere, als sie durch das bretonische Marschland südwärts ritten. «Vielleicht mehr, so aufgewühlt, wie der Boden war.»

«Entweder Bretonen oder Räuber», stellte Blackstones Knappe John Jacob fest. «Die nehmen sich nicht viel.»

«Wir liegen mit beiden im Zwist», bemerkte Blackstone und ließ den Blick forschend über das offene Gelände hinter der Stadt gleiten. Nirgends stieg Rauch von Lagerfeuern in die kühle Herbstluft über den Baumwipfeln auf. Wahrscheinlich hatten diejenigen, die den vermeintlichen Blackstone und seine Männer getötet hatten, die verlassene Ortschaft zufällig entdeckt und sich dort zur Rast niedergelassen. Das Pech der dreizehn Gehängten war gewesen, dass sie diese Leute für wehrlose Ortsbewohner gehalten und versucht hatten, sie einzuschüchtern. Die Spuren der Reiter führten an einen Fluss, und als Blackstones Männer das seichte Wasser durchquerten, verlor sich die Spur am anderen Ufer im Wald.

Meulon trieb sein Pferd nach vorn. Der bärtige, grobschlächtige Hüne war von der Flanke herangeritten. «Die Spuren am Flussufer sind das letzte Zeichen von ihnen, Sir Thomas. Sie sind weitergezogen. Vielleicht zurück nach Hause. Wenn das Territorium ihres Herrn hier in der Nähe ist, werden sie nicht anhalten, ehe sie hinter heimischen Mauern in Sicherheit sind. Wenn sie Räuber sind, werden sie vielleicht von den Franzosen gejagt.»

«Wessen Herrschaftsgebiet ist das hier?», fragte Killbere. «Wurde es an Edward abgetreten?»

Blackstone schüttelte den Kopf. «Ich weiß es nicht. Sir John hat diesen Ort nicht erwähnt.»

«Wenn Chandos ihn nicht für den König will, dann sollten wir von hier verschwinden», sagte Killbere. «Es wäre sinnlos, es auf eine Auseinandersetzung anzulegen, nur um uns warm zu halten. Wir haben noch genug zu tun, ehe der Prinz in Bordeaux Einzug hält.»

Blackstones Blick ruhte auf dem ausgedehnten Wald, der den Fluss hinter der Biegung verschluckte. Irgendwo dort drin war ein Feind, der sich rühmte, ihn getötet zu haben. «Der Prinz ist noch auf seinem Landsitz in Cornwall. Er wird erst nächsten Sommer übersetzen. Damit bleibt uns genug Zeit, seinen Auftrag auszuführen.»

Killbere ruckte an den Zügeln, da sein Pferd anfangen wollte zu grasen. «Die beiden sind nun schon fast ein Jahr verheiratet, und er kann sich immer noch nicht losreißen. Wie ein Kind an der Mutterbrust. Ich habe allerdings gehört, es sollen Titten sein, zwischen denen ein Mann mit Freuden ersticken würde.» Er grinste anzüglich. «Hätte ich Joan geheiratet, die *schöne Jungfrau* von Kent», sagte er mit Betonung auf dem Beinamen der sinnlichen Edelfrau, «dann würde ich den Winter auch unter der Bettdecke verbringen.»

Die wiederverheiratete Witwe von Sir Thomas Holland, die Countess of Kent, genoss die Freiheit, welche ihr privilegierter Status mit sich brachte. Musik, Schmuck und Feiern waren ihre Leidenschaft, und allgemein wurde angenommen, ihre Sinnlichkeit habe den Prinzen betört. Blackstone war davon nicht überzeugt. Sie war bereits fünffache Mutter, und der Prinz hätte unter den jungen Frauen Europas die freie Wahl gehabt.

«Er hat aus Liebe geheiratet, Gilbert. Sogar gegen den Wunsch seines Vaters. Das gefällt mir an ihm.»

Killbere lehnte sich über seinen Zwiesel. «Liebe, Thomas, ist was für Kinder.»

«Und ich war kaum älter, als Henry jetzt ist, als ich mich in Christiana verliebte.»

Killbere schaute sich nach Henry Blackstone um, der hinter John Jacob wartete. Er war dessen Page und hielt sich bereit, um zu tun, was ihm aufgetragen wurde. Wie alt war der Junge jetzt – fünfzehn, sechzehn? Killbere wusste es nicht genau und bezweifelte, dass Blackstone sich an Geburtstage erinnerte. Um die Sommer eines Kindes zu zählen, brauchte es eine Frau, doch Blackstones Frau war tot, ermordet. Das lag nun bereits vier Jahre zurück. «Du warst damals schon ein Krieger. Herrgott, Thomas, Rührseligkeit ist nichts für unsereins. Wie sind wir nur auf dieses trübsinnige Thema gekommen?»

«Du dachtest an die geschlechtliche Liebe.»

Killberes Augen leuchteten auf. «Ach ja, richtig.»

Blackstone trieb sein Pferd an und lenkte es zu der Furt durch den Fluss. «Wenn du dich daran schon nicht mehr erinnerst, dann wirst du alter Hurensohn senil und brauchst bald eine Pflegerin, die sich um dich kümmert.»

«Wenn sie nur jung ist und breite Hüften hat.» Er grinste. «Thomas! Warum reiten wir in diese Richtung?»

«Um herauszufinden, wer meinen Tod will», antwortete Blackstone.

Killbere seufzte und schüttelte den Kopf, dann setzte er sich ebenfalls in Bewegung. «Mindestens halb Frankreich, würde ich meinen», knurrte er.

Kapitel Zwei

In den Straßen von Paris brodelte es. Ladenbesitzer priesen lautstark ihre Waren an. Schlachter und Fischhändler verscheuchten Fliegen von ihren Auslagen, während sie Knochen zerhackten und Fleisch schnitten oder Fische vom morgendlichen Fang ausnahmen. Der Lärm in den verwinkelten Straßen und Gassen war wie gefangen in der Enge zwischen den Fachwerkhäusern, deren vorspringende Obergeschosse einen großen Teil des Tageslichts abhielten. Der durchdringende Gestank menschlichen Unrats mischte sich mit den Düften von frisch gebackenem Brot und süßen Kuchen. Lasttiere wurden mit Peitschenschlägen und gutem Zureden dazu gebracht, den acht Reitern Platz zu machen, die zum Grand Pont und dem Königspalast auf der Île de la Cité strebten. Diese Ritter wichen weder Mensch noch Tier aus. Jeder führte ein zweites Pferd am Zügel, das seine Rüstung und Vorräte trug – Männer, die oft weite Strecken zurückzulegen hatten, wussten, wie nützlich ein Reservepferd war. Manche dieser Ritter hatten schon Städte wie Prag, Berlin, Cölln und Rothenburg besucht. Wolfram von Plauen, der sie über die Grand'Rue führte, hatte das Erdbeben von Rothenburg anno '56 überlebt, das die Stauferburg, den Sitz seines Mentors, zerstört hatte. Es war eine Lektion in Demut gewesen: So fest man auch an Gott glauben mochte, wenn der Allmächtige befand, es sei an der Zeit, dem Stolz des Menschen einen Schlag zu versetzen, konnte keine Macht der Welt es verhindern. Und der Stolz der Franzosen hatte einen vernichtenden Schlag erlitten, als die Engländer in Crécy und Poitiers die Blüte ihrer Ritterschaft zu Tausenden abgeschlachtet hatten. Inzwischen war der gedemütigte französische König auf den Knien nach Paris zurückgekröchen, tief in Schulden und Schande gesunken. Und während von

Plauen nun andächtig das großartige Paris betrachtete – die schönste Stadt der Christenheit, wie manche sagten –, war ihm bewusst, dass es durch den menschlichen Stolz und die menschliche Gier von Jahrhunderten entstanden war. Seine strenge Miene verriet sein Staunen nicht. Einhunderttausend Seelen lebten hinter den Mauern dieser Stadt und in ihren Vororten, und sie hatten dem Krieg getrotzt, den der englische König über sie gebracht hatte. Gott hatte lächelnd auf die korrupten Einwohner von Paris geblickt. Nicht so Wolfram von Plauen.

Handkarren mit eisenbereiften Rädern rumpelten an den deutschen Rittern vorbei, beladen mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die von Arbeit gebeugte Bauern zum Markt schafften. Ein Schwachsinniger im Hemd tanzte an einem Strick barfuß auf dem Pflaster. Vielleicht war es der Vater des abgerissen aussehenden Mannes, der die verirrte Seele dazu brachte, herumzuspringen wie ein Affe, während er mit der Mütze in der Hand um eine milde Gabe heischte. Hunger und Elend lauerten allerorten wie das Böse in der menschlichen Seele. Und doch, so musste von Plauen im Stillen eingestehen, zeugten die Kathedralen von Saint-Denis und Notre-Dame von der Verherrlichung des Göttlichen.

Sie erreichten den Grand Pont und blickten über die Seine. Am Ufer wurden Lastkähne entladen. Männer eilten zwischen Lagerhäusern und Booten hin und her, gebeugt unter der Last von Getreidesäcken. Emsige Ameisen, die Tag und Nacht schufteten, um die Stadt zu ernähren. Von Plauen schaute über die Brücke zu den Bannern und Wimpeln des königlichen Haushalts hinüber, die sich in der frostigen Brise vom Fluss leicht kräuselten. Der einst mächtige französische König und sein Sohn der Dauphin waren in ihrem Inselpalast so sicher gefangen wie im großartigsten Gefängnis.

«Es ist ein Ort der Verderbnis, Wolfram», äußerte sich einer seiner Begleiter. «Geldwechsler und Goldschmiede pflastern den Weg über die Brücke zum Palast. Diese Franzosen sind Kreaturen, die Besitz und Reichtum verehren.» Der jüngere Walter von Ranke war erst kürzlich in die Bruderschaft des Deutschen Ordens aufgenommen worden. Die Wechselfälle der Welt hatten sein inbrünstiges Streben nach Gerechtigkeit noch nicht gedämpft.

Wolfram deutete auf die Türme von Notre-Dame. «Ein solch großartiges Gotteshaus zu erbauen, kostet viel Geld, Walter. Wir sollten nachsichtiger über sie denken.» Er trieb sein Pferd an, um über die Brücke zu reiten. «Und schließlich wollen wir von diesen Leuten erfahren, wo der Mann, den wir suchen, sich vor unserer Gerechtigkeit versteckt.»

Der Dauphin war in reizbarer Stimmung und hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen. Als der König von Frankreich als Geisel in England festgehalten worden war, hatte der Dauphin Karl in seiner Abwesenheit rechtmäßig die Herrschaft übernommen. Damit war es nun vorbei. Jetzt hing das Leben des Dauphins zwischen Frankreich und dem Fegefeuer in der Schwebe. Den ganzen Vormittag hatte der königliche Berater Simon Bucy unter seiner scharfen Zunge zu leiden gehabt. Und nun schien es, als würde der Tag für Bucy noch schlimmer werden. Von seiner Amtsstube hoch im Palast sah er unter dräuenden Regenwolken Reiter über die Grand'Rue nahen. Ihr Weg führte von der nördlichen Stadtmauer durch das Herz von Paris direkt zum Grand Pont. Die Deutschritter waren keine Botschafter des Wohlwollens, noch waren sie Pilger auf der Via Francigena, der Pilgerstraße nach Rom. Sie waren Störenfriede. Davon war er überzeugt. Diese strengen, ernsten Brüder glaub-

ten, der Allmächtige lenke ihre Schwerter im Dienste der Gerechtigkeit und Vergeltung. Bucy wandte sich um und wärmte sich die Hände am Kaminfeuer auf der Suche nach ein wenig Trost, denn sicher würden gleich irgendwelche Forderungen an ihn herangetragen werden. Die Deutschen würden Einlass begehren und ihre Schwerter ablegen; der Hauptmann der Wache würde sie zum Kämmerer geleiten, der in Kürze an Bucys Tür klopfen würde, denn Simon Bucy war es, dem der König sein Ohr lieh – und der Dauphin. Während der Gefangenschaft des Königs in England war Bucy, der einst das Parlament geführt hatte, einer der wichtigsten Berater des Dauphins Karl gewesen.

Das Klopfen an der Tür kam eher als erwartet. Bucy folgte dem Kämmerer in die große Eingangshalle. Hinter den geschnitzten Türflügeln aus massiver Eiche befanden sich Säulenbögen, in denen die Banner aus Frankreichs Geschichte ausgestellt waren: Zeugnisse vergangenen Ruhms, der bald wiedererrungen werden sollte, wenn nur der Dauphin den König überzeugen könnte, den Forderungen Englands entschiedener zu begegnen und sein irrationales Verhalten abzulegen. Wolfram von Plauen und seine Begleiter verbeugten sich, als Bucy in die Halle trat. Der Kämmerer hatte sie zweifellos bereits höflich begrüßt. Bucy erachtete es nicht für nötig, ihnen darüber hinaus Wohlwollen zu bezeigen.

«Ich bin Simon Bucy, Berater des Königs.»

«Mein Herr, ich bin Wolfram von Plauen und ersuche um eine Audienz bei Eurem gnädigen König, möge Gott ihn in diesen schweren Zeiten behüten.»

Möge Gott uns alle behüten, dachte Bucy mit einem Anflug von Gereiztheit. Nach der Niederlage der französischen Armee gegen die Söldner bei Brignais im April hatte der König den befremdlichen Entschluss gefasst, zum Papst nach Avignon zu reisen und um Erlaubnis zu

bitten, die Gräfin Johanna, Königin von Neapel, zu heiraten. Ein eitler Versuch, die Krone zu stärken, indem er sich die Provence aneignete, über die sie herrschte. Sein Lösegeld war noch immer nicht bezahlt, nach wie vor wurden Geiseln in England festgehalten, die Niederlage brannte noch in den Seelen der Franzosen, Söldnerschunden das Land, und König Johann reiste zum Papst. In solchen Zeiten! Wenn er seine Heiratspläne nicht verwirklichen konnte, würde er stattdessen einen Kreuzzug beginnen. Welcher Wahnsinn hatte ihn befallen? Dieser letzte Akt hatte den treuen Bucy dazu bewogen, seine Haltung zu ändern und den Dauphin zu unterstützen, der davon träumte, Frankreich von den Engländern zurückzuerobern.

«Der König befindet sich in Avignon. Er ist ausgezogen, um ...» Er zögerte. Je weniger über das Verhalten des Monarchen gesprochen wurde, umso besser. Er sollte diese Ordensritter in dem Glauben lassen, Johann II. sei der christlichste aller Könige. «... um einen Kreuzzug gegen die Heiden zu führen.»

Die Deutschen schienen angemessen beeindruckt. «Ein solch ehrenhaftes Ansinnen verheißt Gutes für unser eigenes Streben, mein Herr.» Wolframs blaue Augen richteten sich auf den älteren Mann. «Nach Gerechtigkeit.»

Ein Diplomat durch und durch, neigte Bucy gnädig den Kopf, doch insgeheim bereitete es ihm tiefes Unbehagen, Deutschritter in der Stadt zu haben. Sie sannten auf Rache, aber an wem? «Wir werden Hilfe leisten, sofern es uns möglich ist. Fahrt fort.»

«Graf Henri de Vaudémont, der königliche Statthalter der Champagne, hat seinen eigenen Kleinkrieg gegen deutsche Fürsten jenseits Eurer östlichen Grenze geführt. Der Herzog von Lothringen sowie der Graf von

Bar und ihre Leute haben durch ihn und die von ihm eingesetzten Söldner Furchtbares erlitten.»

Der stoische Bucy ließ sich sein Unbehagen nicht anmerken. De Vaudémont hatte der Krone höchst ärgerliche Probleme bereitet. Nach dem Ende seines Kleinkriegs waren die Söldner zurück nach Frankreich geströmt, manche hatten entlang der Loire geplündert und Festungen südlich von Paris eingenommen.

«Wir beabsichtigen, den Grafen de Vaudémont zu tadeln», sagte Bucy, doch in Wahrheit hatte der abwesende König bislang keinerlei Maßnahmen beschlossen.

«Mein Herr, die Söldner waren Bretonen, Gascogner und Navarreser, angeführt von Gruffydd ap Madoc, einem Waliser. Sie haben gefoltert, geschändet und gemordet, das darf nicht ungestraft bleiben. Wir suchen ihn», erklärte von Plauen.

Bucys scharfer Juristengeist war augenblicklich angespannt wie eine Armbrustsehne. Ap Madoc hatte die Söldner angeführt, die Blackstone vor Brignais gerettet hatten. Diese Deutschritter waren ein Gottesgeschenk. Vielleicht war Er doch mit ihnen. Sie waren besser als jeder gedungene Meuchelmörder. In dieser Situation konnte eine Lüge großen Nutzen bringen. «Der Mann, den Ihr sucht, dieser Waliser, stand wiederum unter der Führung eines anderen – eines Engländers, Thomas Blackstone. Blackstone und ap Madoc sind die Männer, die solch willkürliche Gewalttaten gegen Unschuldige verübt haben. Findet den Engländer, dann werdet Ihr auch seinen Freund finden.»

Wolfram von Plauen wechselte Blicke mit den anderen Rittern. Das war eine überraschende Information. «Unseren Dank, mein Herr. Wo können wir diesen Thomas Blackstone finden?»

Ja, wo? Bucy hob die Hand, eine Geste, um sich Zeit zum Nachdenken zu verschaffen. Diese Gelegenheit

durfte er sich nicht entgehen lassen. Nun, da der Vertrag in Kraft und Blackstone der Kriegsherr des englischen Monarchen war, konnten die Franzosen nichts mehr gegen ihn unternehmen. Wenn jedoch Deutsche den Mann töteten, könnte man das der Krone nicht anlasten. Wo war Blackstone? Wie konnte Bucy diesen Eiferern dazu verhelfen, ihn zu finden – und zu töten?

Und dann fiel es ihm ein. Bucy unterdrückte die Aufregung, die in seiner Brust aufwallte. Sein Tag hatte sich soeben über alle Hoffnung hinaus zum Besseren gewendet. Die Wolkendecke riss auf. Die Sonne strahlte warm auf den Palast.

«Der Abgesandte des englischen Königs, ein Italiener, Pater Niccolò Torellini, reist unter sicherem Geleit mit einer Eskorte durch Frankreich nach Avignon. Er wird den Weg über Chartres nehmen. Wenn irgendjemand weiß, wo Thomas Blackstone sich aufhält, dann ist er es.»

Kapitel Drei

Blackstone führte seine Männer in den Wald abseits der Richtung, in die die Spuren der anderen Reiter führten, und schlug das Lager auf. Fünfundzwanzig berittene Bogenschützen, die wertvollsten Männer jeder kämpfenden Truppe, ließen sich in der Mitte nieder. Sie wurden von dem Veteranen Will Longdon befehligt, der als Centenar normalerweise hundert Bogenschützen unter sich gehabt hätte. Blackstone hielt seinen Trupp bewusst klein, leicht bewaffnet und stets bereit, sich schnell durch das verwüstete Land zu bewegen, das Frankreich nunmehr war. Diese Bogenschützen und die gleiche Anzahl Waffenknechte waren leichter zu ernähren und auszustatten als eine größere Truppe und leisteten Blackstones gute Dienste, wenn es galt, weite Strecken in kurzer Zeit zurückzulegen, zuzuschlagen, wo es nötig war, und weiterzuziehen. Wenn sie eine Stadt eingenommen hatten, überließen sie es anderen unter dem Befehl des örtlichen Seneschalls, den Ort besetzt zu halten. Blackstones Auserwählte waren so fähige und erfahrene Krieger, dass sie es mit Söldnerhorden aufnehmen konnten, die drei- oder viermal so zahlreich waren. Und sollten die Franzosen oder die Bretonen sich in größerer Zahl erheben, so würden auf Blackstones Ruf Männer von weit her herbeiströmen, um sich seinem Befehl zu unterstellen und seine Truppe zu verstärken.

Meulon und Renfred ließen ihre Leute am Rand des Lagers einen schützenden Ring bilden. Die Pferde wurden mit Beinfesseln versehen und an einer aufgespannten Leine angebunden, und außerhalb des Ringes aus bewaffneten Männern wurden Posten aufgestellt, die lauschen sollten, ob sich jemand näherte, um gegebenenfalls Alarm zu schlagen. Angst vor den Geschöpfen der Nacht, Dämonen und verlorenen Seelen würde oh-

nehin die meisten abergläubischen Menschen fernhalten. Doch wenn ein kühner Truppenführer angriff, wie Blackstone selbst es in der Vergangenheit mitunter getan hatte, dann konnte der Tod auch unter dem Mantel der Dunkelheit über sie kommen.

Will Longdon winkte seinen Ventenar Jack Halfpenny zu sich heran. «Wir haben genug Fleisch für zwei Tage», teilte er dem jungen Bogenschützen mit, «aber wenn Thomas plant, mit uns weitere Strecken zurückzulegen, brauchen wir mehr. In diesen Wäldern gibt es bestimmt Wildschweine und Hirsche. Wir gehen an den Fluss und kundschaften aus, wo sie in der Abenddämmerung trinken.»

Killbere biss in einen Apfel. «Will, wenn du dich in diesem Wald verirrst, reiten wir ohne dich weiter. Jack, binde ihm einen Strick um und halte ihn in Sichtweite, hörst du?», knurrte er mit vollem Mund.

«Sir Gilbert, wenn wir erst mit Wild zurückkehren, werdet Ihr dankbar sein, so gute Jäger bei Euch zu haben», entgegnete Longdon.

«Räudige Wilderer trifft es wohl eher. Aber dass du mir keinen zähen alten Bock erlegst – bring uns zartes Fleisch, verstanden?»

Killbere und Will Longdon waren beide Veteranen und dienten schon länger zusammen als irgendwer sonst in Blackstones Truppe. Sie kannten sich noch aus der Zeit, bevor Killbere den jungen Blackstone in den Krieg geführt hatte.

«Ihr solltet ein Nachtlicht brennen lassen, Sir Gilbert. Soll ich Euch wecken, wenn wir wiederkommen, damit Ihr die tröstliche Gewissheit habt, dass wir wohlbehalten zurück sind?»

Killbere warf das Kerngehäuse seines Apfels nach den beiden. «Setz deinen Arsch in Bewegung, du unver-

schämter Hurensohn – und schieße nicht blindlings, Thomas ist dort draußen.»

Spätes Sonnenlicht flutete über die Lichtung. Blackstones Pferd stand angebunden und senkte seinen unförmigen Kopf in das süße Gras, das bereits im Schatten lag. Es war ein heißer Sommer gewesen, der die Wiesen verbrannt hatte, und die Wärme hatte sich bis in den Herbst gehalten. Blackstone saß auf einem Baumstamm und überlegte, ob er den Mann verfolgen sollte, der behauptet hatte, ihn in Saint-Ouen getötet zu haben. Eigentlich waren er und seine Truppe gerade auf dem Weg zu einem vereinbarten Treffen mit dem Seneschall des Poitou, Sir William Felton. Er und Blackstone hatten nichts füreinander übrig. Früher im selben Jahr, noch vor dem Sieg über die Franzosen bei Brignais, hatte Felton die Lorbeeren für den Sieg gegen die Bretonen bei le Garet geerntet, der eigentlich Blackstones Verdienst gewesen war. Doch Blackstone tröstete sich damit, dass der König und Sir John Chandos wussten, wie es wirklich abgelaufen war, und das inoffiziell auch anerkannt hatten. Die Ehre, von König Edward zum Kriegsherrn ernannt worden zu sein, konnte sich als Segen oder auch als Fluch erweisen. Künftig stand er im Dienste des Prince of Wales und Herzogs von Aquitanien, das würde nicht leicht werden. Jedes unbedachte Wort, jede unüberlegte Handlung konnte ihn in Schande stürzen. Und mit einer Frau an seiner Seite würde der jungvermählte Prinz noch anspruchsvoller sein, diesbezüglich gab Blackstone sich keinen Illusionen hin.

Plötzlich wurde er aus seinen Überlegungen gerissen. Das Bastardpferd hob den Kopf, seine Muskeln zuckten. Blackstone kannte die Warnzeichen. Er band es los, stieg rasch in den Sattel und wartete, den Blick forschend auf den Waldrand gerichtet. Der Wind wehte aus dieser

Richtung, doch er hörte nichts als das Rascheln in den Baumwipfeln, wo das welke Laub von seinem bevorstehenden Fall zur Erde wisperte. Wieder durchlief ein Zittern sein Ross. Es scharrte mit dem Huf und warf so kraftvoll den Kopf hoch, dass es heftig an den Zügeln riss.

«Also gut», murmelte Blackstone. «Sehen wir nach, was da ist.» Er ritt langsam über die Lichtung. Wenn eine Gefahr lauerte, konnte er hier auf freier Fläche immerhin nicht überrumpelt werden. Am anderen Rand der Lichtung angekommen, schaute er zwischen die Bäume, konzentrierte sich erst auf einen, dann auf einen anderen, weiter entfernten, bis sein Blick den Wald hundert Schritt weit durchdrang. Nichts deutete auf eine Bedrohung hin. Blackstone lenkte das Bastardpferd auf einen Wildpfad. Die Brise trug einen schwachen Laut heran, der wie ein Vogelruf klang. Ein Stück weiter hörte er durch die Bäume das leise Plätschern des Flusses, der über Felsen strömte. Er spürte die Anspannung des Pferdes unter sich. Als sie den Waldrand erreichten, sah er, dass der Fluss erst eine Biegung nach links machte, dann nach rechts. Flussabwärts war keine Gefahr auszumachen, doch das Pferd bestand darauf, flussaufwärts weiterzugehen. Noch immer bewegten sie sich entgegen der Windrichtung. Blackstone lauschte angestrengt, ob über das Rauschen des seichten Wassers im steinigen Flussbett irgendetwas zu hören war. Und dann war es wieder da – der Laut eines Tieres, schrill, vom Wind hergetragen. Als sie um die Biegung kamen, nahm er am anderen Ufer eine Bewegung wahr.

Er lenkte das Pferd behutsam wieder in den Schutz der Bäume. Das schwarz gescheckte Fell des Tieres sah aus wie angesengt, weshalb ihm nachgesagt wurde, es sei eine Ausgeburt der Hölle; hier wirkte es als Tarnung, sodass Blackstones Bewegungen durch Schatten

und Lichtflecken kaum auszumachen waren. Eine Elster schäckerte, das plötzliche Aufleuchten von Blau und Weiß ließ Männer aufblicken. Ein Dutzend waren dort am anderen Ufer. Vielleicht noch mehr zwischen den Bäumen, wo Blackstone sie nicht sehen konnte. Plötzlich schallendes Gelächter und Rufe. Spott. Ein Klatschen zerriss die Luft. Die flache Hand eines Mannes ohrfeigte schallend eine Gestalt, die herumgestoßen wurde. Männer im Kreis. Zwei von ihnen quälten eine Frau mit rabenschwarzem Haar, ihr Mantel war heruntergerissen, blutroter Samt am Boden, ihr Kleid war in Fetzen. Lachend warfen die Männer sich gegenseitig ein Kleiderbündel zu, und die Frau versuchte, es an sich zu bringen. Es war eine Lumpenpuppe. Flachsblond, schlaff. Ein Kind. Die Männer quälten die Frau, indem sie das Kind durch die Luft warfen.

Eine ferne Erinnerung traf Blackstone unverhofft: wie er damals vor der Schlacht von Crécy an der Furt von Blanchetaque gekämpft hatte, um ein Mädchen zu retten, das allein im Wald zurückgeblieben war. Das Mädchen sollte später seine Frau werden, doch das hatte der sechzehnjährige Bogenschütze noch nicht gewusst, als er in den Wald geritten und den französischen und böhmischen Rittern ausgewichen war, die Jagd auf sie machten. Ihre Rettung und die anschließende gewagte Flussdurchquerung mit ihr, als die Flut bereits hoch stand, hatten ihm sowohl Lob als auch Tadel eingebracht, doch das machte nun einmal den Wagemut des jungen Blackstone aus. Nun ritt er leise in Schlangenlinien zwischen den Bäumen hindurch und beobachtete eine andere Frau, die um ihr Leben und das ihres Kindes fürchtete.

Das Bastardpferd strebte vorwärts, doch Blackstone hielt es zurück und lenkte es ins seichte Wasser. Als sie die Mitte des Flusses erreichten, hielt er es an. Die Oh-

ren des Tieres waren gespitzt. Eines zuckte nach links und rechts, um auf weitere Bedrohungen zu lauschen, doch seine Augen waren wie die Blackstones fest auf die Männer gerichtet. Das streitbare Ross stand entschlossen da. Blackstone wusste, wenn er ihm freien Lauf ließ und geradewegs in die Gruppe der Männer stürmte, würde die Frau wahrscheinlich als Erste sterben und nach ihr das Kind – sofern es überhaupt noch am Leben war. Und wenn ein Dutzend Männer ihn wie ein Rudel Wölfe anfielen, konnten sie ihn aus dem Sattel zerren. Er musste sie dazu bringen, auf ihn zuzukommen. Blackstone hob seinen Schild und zog das Wolfsschwert aus der Scheide.

Und wartete.

Einer der Männer am hinteren Rand des Kreises legte den Kopf in den Nacken, um aus einem Weinschlauch zu trinken. Da bemerkte er den einzelnen Ritter, der mitten im Fluss wartete. Lichtflecken tanzten auf dem Wasser und spiegelten sich in den Augen eines wild aussehenden Pferdes, das im seichten Wasser stand und mit dem Huf scharrte. Der Mann verschluckte sich am Wein und prustete, dann sagte er etwas, woraufhin die anderen sich umdrehten und starrten. Augenblicke später rannten drei von ihnen zu ihren Pferden, die angebunden zwischen den Bäumen standen. Angefeuert von ihren Kameraden, ritten sie los. Rufe schollen über das Wasser: Stimmen, die brüllten, sie würden den Eindringling töten. Lachen. Es würde ein Leichtes sein.

Blackstone wartete, dann drückte er dem Bastardpferd seinen linken Schenkel in die Seite und trat es mit der rechten Ferse hinter dem Satteltgurt. Das Schlachtross brauchte keine weiteren Kommandos. Es schwenkte plötzlich mit der Hinterhand nach links herum und keilte nach dem ersten der herannahenden Pferde aus, sodass dieses abrupt ausweichen musste. Der Reiter

schwankte im Sattel und schlug blindlings zu, doch seine Klinge prallte von Blackstones Schild ab, während das Wolfsschwert in perfekt gezieltem Bogen die ungeschützte Kehle des Mannes unter dem Kinnriemen seines Helms traf. Es erübrigte sich, abzuwarten und dem Mann beim Sterben zuzusehen: Blackstone hörte das Platschen, während er sich bereits dem zweiten Angreifer zuwandte. Der stellte sich in den Steigbügeln auf, um sich gegenüber dem großen Blackstone einen Vorteil zu verschaffen. Sein Schlag, der tödlich hätte sein sollen, sauste über Blackstones Kopf hinweg, und dem Mann blieb keine Zeit, sich wieder zu fangen, ehe der Schwung von Ross und Reiter ihn mit dem Unterleib gegen die Spitze des Wolfsschwerts presste. Die Klinge durchbohrte ihn und trat am unteren Rücken wieder aus. Sein Schrei störte einen Krähenschwarm auf, sodass die Vögel erschrocken krächzend aus den Baumwipfeln emporflatterten. Der Faustriemen des Wolfsschwerts schnitt in Blackstones Handgelenk ein und verhinderte, dass die Waffe seinem Griff entglitt.

Der dritte Mann versuchte, mit seinem Pferd dem Ritter mit dem verzerrten, narbigen Gesicht auszuweichen, doch Blackstones nächster Schlag trennte den Schwertarm des Mannes ab und grub sich in seinen Brustkorb. Das Töten hatte weniger Zeit in Anspruch genommen, als die übrigen Männer am Flussufer brauchten, um zu ihren Pferden zu gelangen. Einer von ihnen rief Befehle. Sie schlugen die Frau nieder, sodass sie reglos am Boden liegen blieb, ebenso wie die vermeintliche Lumpenpuppe, das Kind. Die Reiter brüllten in weinseliger Kühnheit und ritten los, auf das Flussufer zu. Neun gegen einen. Blackstone trieb sein Ross an. Es stürmte in die Gruppe, als die Männer eben ins flache Wasser ritten und der veränderte Grund unter ihren Hufen ihre Reittiere verunsicherte. Das Bastardpferd rannte in die beiden vor-

dersten Rosse hinein, ehe ihre Reiter oder Blackstone ihre Schwerter einsetzen konnten. Im nächsten Moment waren sie aneinander vorbei, und die Männer hatten alle Mühe, ihre Tiere wieder unter Kontrolle zu bringen und zu wenden. Der nachfolgende Trupp war nicht geordnet genug, um Blackstone geballt anzugreifen. Der nächste Mann fiel, als Blackstone sein Schwert über die Flanke des Pferdes zog. Das verwundete und erschrockene Tier scheute; die Klinge durchtrennte das Bein des Mannes unter dem Knie. Blut spritzte, und Ross und Reiter stürzten. Das Bastardpferd wendete ohne Blackstones Zutun, ebenso angriffslustig wie sein Herr, kämpfte gegen die Trense an und bleckte seine gelben Zähne. Das Ross, auf das es nun zustürmte, stieg mit weit aufgerissenen Augen, während der Reiter fluchend an den Zügeln riss. Die entscheidenden Momente, die er brauchte, um sein Tier zu bändigen, kosteten ihn das Leben. Die Kante von Blackstones Schild traf den Mann unter dem Kinn, Kieferknochen und Genick brachen, und er stürzte rücklings ins Wasser. Das Pferd eines anderen Angreifers stolperte in dem felsigen Flussbett, warf seinen Reiter ab und fiel dann auf ihn. Das Tier kam wieder auf die Beine, der Mann jedoch blieb bäuchlings im Wasser liegen und regte sich nicht mehr. Zwei weitere Reiter kamen Blackstone entgegen. Sie erkannten, dass er verwundbar wäre, wenn sie von beiden Seiten zugleich angriffen, und so ritten sie schnell auf ihn zu. Das war ein Fehler: Sie hinderten so ihre Gefährten daran, Blackstone vollständig zu umzingeln. Blackstone trieb sein Pferd an, um sie auseinanderzutreiben. Sein Schild fing den Schlag des einen Reiters ab, doch die Wucht des Aufpralls warf ihn zurück und verschaffte dem zweiten Mann die Gelegenheit, seinen Streitkolben mit Schwung auf seinen offenen Helm zu schmettern. Halb betäubt sackte Blackstone in sich zusammen, während sein Pferd ihn in vol-

lem Lauf an den Gegnern vorbeitrag und diese ihre Tiere wendeten.

Blackstone schüttelte die Benommenheit ab, doch seine Sicht war noch verschwommen. Er war umzingelt: Vier Männer waren nun hinter ihm, zwei vor ihm. Er trieb sein Pferd zum Flussufer und tötete den Nächsten der beiden, dann hatte das Bastardpferd wieder festen Boden unter den Hufen. Blackstone befreite sich aus den Steigbügeln und schwang sich aus dem Sattel. Stehend zu kämpfen, verschaffte ihm einen dringend benötigten Vorteil. Zum einen waren die Pferde der Gegner angreifbar, wenn sie die niedrige Uferböschung erklimmen, zum anderen mussten die Reiter sich tief aus dem Sattel beugen, um ihn zu treffen. Gewandt wich Blackstone dem ersten Ross aus, dessen Reiter bereits sein Schwert dorthin herabsausen ließ, wo er eben noch gestanden hatte. Er fuhr herum, ehe das Pferd ihn erreichte, und griff den Mann an seiner blinden Seite an, stieß ihm die Schwertspitze ins Gesäß, als der Reiter sich vorbeugte. Der Mann stürzte schreiend aus dem Sattel. Ein Pferd streifte Blackstone mit der Schulter und warf ihn zu Boden. Er rollte sich ab, stieß sein Schwert aufwärts und traf den weichen Bauch des Tieres. Das brüllte auf, stolperte und fiel, wobei es ein Bein seines Reiters unter sich einklemmte. Blackstone wich den schlagenden Hufen aus und bohrte die Schwertspitze in die Kehle des Mannes.

Er fuhr sich mit einem Arm übers Gesicht, wischte sich Schweiß und Blut aus den Augen. Das Bastardpferd trat mit der Hinterhand nach einem Ross aus, dessen Reiter es auf die Ausgeburt der Hölle abgesehen hatte. Die Hufe hielten seine Klinge auf sichere Distanz, und als sie trafen, hörte Blackstone einen Schmerzensschrei: Das Bein des Mannes war gebrochen. Er ließ sein Schwert fallen. Sein Ross brachte sich vor den schlagen-

den Hufen in Sicherheit. Trotz seiner Schmerzen verlieh der Zorn dem Reiter Mut, und er zog eine Streitaxt aus dem Gürtel.

Die drei überlebenden Männer hielten ihre Rosse im Fluss zurück. Der Mann, den sie töten wollten, hatte bereits neun von ihnen erledigt. Sie zögerten, dann trieben sie ihre Tiere an und ritten nebeneinander auf ihn zu. Blackstone hob den Kopf, sodass ihm der kühlende Wind ins Gesicht blies. Da hörte er ein Geräusch wie vom Flügelschlag eines Vogels. Blackstone kannte es gut: So klang die Befiederung eines Pfeils, der durch die Luft schnellte. Fast im selben Atemzug brachen zwei der Männer zusammen, jeder einen ellenlangen Pfeil in der Brust. Zwei Gestalten am anderen Ufer legten bereits neue Pfeile auf, doch der überlebende Reiter riss sein Pferd herum und ergriff die Flucht. Blackstone stand inmitten des Gemetzels und reckte sein Schwert in die Höhe, seinen Bogenschützen zum Gruß.

Will Longdons Gelächter scholl über das Wasser.

[...]